

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 58.

Berlin, Donnerstag den 15. Mai

1845.

Frankreich.

Die Kriminal-Justiz in Frankreich.

Das französische Justiz-Ministerium giebt seit einiger Zeit einen jährlichen Bericht über die in Frankreich begangenen Verbrechen heraus. Solche Berichte können, die früheren mit den späteren verglichen, darüber Aufschluß geben, ob die Sittlichkeit eines Volkes im Steigen oder Fallen ist. In Frankreich, wie in den meisten Ländern von moderner Civilisation, ist ein großer Theil der Einwohner der Meinung, die Sitten seyen im Zustande der Auflösung und die Menschheit laufe ihrem Verderben entgegen. Nun werden freilich jetzt mehr, als ehemals, in allen Ständen Leute von ungezügelter Ehr- und Habgier gefunden, die sich leicht zu Verbrechen hinreißen lassen. Auch mag das allgemeine Interesse, das große Verbrechen erregen, zu der Verführung das Seinige beitragen; aber doch scheint uns die Vermehrung der Verbrechen nur scheinbar, da die neuerdings entstandenen kriminalistischen Zeitschriften Vieles berichten, was früher wohl auch geschehen ist und nur nicht bekannt gemacht wurde. Einen Beweis dafür, wie wenig eine bis zum Ruin der menschlichen Gesellschaft fortschreitende Demoralisation zu fürchten sey, liefert der diesjährige Bericht über die in Frankreich im Jahre 1843 vorgekommenen Kriminalfälle. Er kann auch einen Maßstab für den Zustand der Sittlichkeit in anderen Ländern abgeben, da Frankreich zwar die feine, aber doch nicht gerade vorzugsweise die gute Sitte vertritt.

Es waren im Jahre 1843 7226 Angeklagte. Diese Zahl differirt wenig von denen der früheren Jahre, und es ist höchstens darin ein Unterschied zu finden, daß einige Verbrechen öfter, andere seltener begangen worden sind als früher. Dieselben zerfallen zuvörderst in solche, die gegen Personen, und in solche, die gegen das Eigenthum gerichtet sind. Von den Angeklagten hatten sich 2233 der ersten, 4993 der letzten Art schuldig gemacht. Dies Verhältniß scheint natürlich, denn die Haupttriebfeder zum Bösen ist nicht ein Rachegefühl, das nur mit Blut gesättigt wird, sondern ein Haß aus Neid, der sich nicht durch Mord, sondern nur durch Raub befriedigen läßt. Von 1826—30 nahmen die Angriffe auf Personen regelmäßig ab, sind aber seit 1831 wieder im Steigen. Diese Steigerung mag sich daraus erklären, daß vor der Juli-Revolution die Gemüther noch nicht in Gährung waren und die Verbrecher sich in gewissen Schranken hielten, um die Früchte ihres Raubes zu genießen, während sie jetzt oft den Mord beim Diebstahl zu Hilfe nehmen. Der letztere bleibt aber immer der hauptsächlichste Beweggrund. Eine andere Art des Attentats, die Nothzucht, ist ebenfalls in neuerer Zeit häufiger verübt worden. An Kindern wurde das Verbrechen im Jahre 1841 332, 1842 321, 1843 347 mal begangen; an Erwachsenen 1843 zwar nicht so oft als 1841, aber dennoch ist die hierher gehörige Ziffer (208) ziemlich hoch.

Im Publikum hat sich seit einiger Zeit die Meinung verbreitet, die Zahl der Vergiftungen nehme, besonders in Frankreich, auf eine erschreckende Weise zu und sey leider ein sprechender Beweis für den traurigen Stand der Sittlichkeit in unseren Tagen. Die offiziellen Berichte bestätigen aber diese Meinung durchaus nicht. Denn während in der Zeit von 1830—1840 durchschnittlich jährlich 50 Vergiftungen vorkamen, geschahen ihrer 1841 40, 1842 41, 1843 nur 38, und es ist zu erwarten, daß durch strengere Maßregeln gegen den Arsenik-Verkauf diese Zahlen sich noch weit mehr verringern werden.

In dem Berichte, aus dem diese Angaben geschöpft sind, ist aus Tabellen zu ersehen, in welchem Bezuge Alter, häusliche Verhältnisse, Bildungsgrad, Geburts- und Wohnort der Angeklagten zu der Zahl der begangenen Verbrechen stehen. In Betreff des Alters variiren die Ziffern der verschiedenen Jahre nicht erheblich. Von hundert Inquisiten sind gewöhnlich 18 unter 21 Jahren, 32 zwischen 21 und 30, 25 zwischen 30 und 40, 15 zwischen 40 und 50, 5 zwischen 50 und 60 und eben so viel zwischen 60 und 70. Im Alter von 21—30 Jahren ist also die Immoralität am größten. Hier zeigt sich die geringste Kraft, dem Laster zu widerstehen, und wenn das Gemüth einmal durch Anlage, Beispiel oder Erziehung verdorben ist, so bedarf es gewöhnlich nur einer äußeren Veranlassung, um den Unglücklichen auf den Weg zum Bagno zu schleudern. — Wir sehen ein, daß die Ehe für die öffentliche Moral sehr förderlich seyn muß; die statistischen Notizen bestätigen diese Voraussetzung. Die Vereinerung der Interessen mehrerer Menschen, welche das Wesen der Ehe begründet, erhöht die Theilnahme am Leben und das Streben nach einer ehrenhaften bürgerlichen Stellung, ja sie hat schon in den verderbtesten Subjekten eine heilsame Umwandlung des Charakters hervorgebracht.

Besonders günstig stellen sich die Listen für die gebildeteren Klassen der Bevölkerung. Von den 7226 Angeklagten des Jahres 1843 hatten 3719 fast gar keinen Unterricht genossen, 2316 konnten nur unvollkommen lesen und schreiben, 955 besaßen diese Kenntniß in dem Maße, daß sie sich mit ihrer Hilfe ernähren konnten, 236 hatten eine höhere Bildung erworben. Es steht freilich fest, daß ein wissenschaftlicher Unterricht nicht immer auch eine moralische Erziehung bedingen müsse, denn es giebt gerade Leute, die ihre Kenntnisse zu irgend einem Verbrechen benutzen. Aber eine höhere Bildung ist jedenfalls das einzige Mittel, durch welches sich eine vernünftige Einsicht in die moralische Weltordnung und in das Verhältniß zwischen den Rechten und Pflichten des Einzelnen gewinnen läßt.

Der erwähnte Bericht zeigt ferner, wie sich die einzelnen Departements Frankreichs in Bezug auf die Menge der in ihnen vorgekommenen Kriminalfälle zu einander verhalten. Es würde eine genaue Auseinandersetzung der Verhältnisse, auf denen die Sitten der einzelnen Gegenden beruhen, erforderlich seyn, um die inneren Gründe dieser Thatsachen klar zu machen. Manche von ihnen liegen auf der Hand. Korsika z. B. ist das Land der Blutrache; es werden also daselbst die Mordfälle sehr häufig seyn. Die Meutereien sind dort ferner durch die vielen Berge und Wälder, welche zahlreiche Hinterhalte und Zufluchtsorte darbieten, sehr begünstigt, und es ist nicht zu verwundern, wenn auf 1000 Einwohner in Korsika ein Inquisit kommt. Vergleichen wir damit das gebirgige Departement de l'Ain, dessen Hauptcharakter Einfachheit und patriarchalische Sitte ist, so finden wir einen ungeheuren Unterschied. Hier ist erst von 16,938 Bewohnern einer der Kriminal-Justiz anheimgefallen. Man kann sich denken, daß im Departement der Seine die Zahl der Verbrecher besonders groß seyn wird. In Paris sammeln sich die großen Tugenden und die großen Laster des Landes. Der Hauptstadt selbst angehörig ist eigentlich nur ein Viertel der Straffälligen, denn von 100 Individuen, die 1843 von dem Zuchtpolizei-Gericht verurtheilt wurden, waren durchschnittlich 74 aus der Provinz oder dem Auslande. Aber Paris bietet, wie jede große und luxuriöse Stadt, jungen und unerfahrenen Gemüthern sehr viele Verführung und Gelegenheit zum Verbrechen.

Am meisten zu fürchten sind diejenigen Delinquenten, die nach überstandener Strafe wieder freigelassen werden. Sie waren durch unglückliche Zufälligkeiten auf den Weg des Lasters gerathen und bleiben darauf, als wäre es ihr Beruf. Die Verbrechen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sind gewöhnlich von diesen Menschen begangen, und gegen sie vorzüglich ist das neue Strassystem gerichtet, durch welches verhindert werden soll, daß die Verurtheilten ferner ihr gemeinsames Leben in den Bagno's und Zuchthäusern dazu benutzen, ihre künftigen Attentate gegen die Gesellschaft mit einander zu berathen. In den vergangenen zehn Jahren wurden von den Galeeren zu Brest, Toulon und Rochefort 6831 und aus sämtlichen Zuchthäusern 34,192 entlassen. Von den Ersteren verfielen 1753, von den Letzteren 13,881 aufs neue der Justiz. Es könnte auffallen, daß die Centralgefängnisse 29 und die Galeeren nur 26 Delinquenten unter 100 freigelassenen lieferten. Sollte man annehmen, daß in den Bagno's mehr sittliches Gefühl herrsche? Doch sittliche Erziehung werden wir in beiden Instituten gleich vergeblich suchen; der Unterschied hat in den äußeren Verhältnissen seinen Grund. Die Galeerenzuchtlinge haben Luft, Licht und Raum und würden ohne die Kette und das insamirnde Kleid ihr Leben gewiß noch erträglich finden. Die Bewohner der Centralgefängnisse dagegen müssen sich mehr Beschränkungen gefallen lassen und werden dadurch in einem strengen Grimme gegen die Gesellschaft erhalten, dem sie nach ihrer Befreiung Luft machen. Es ist überdies bekannt, daß in den Centralgefängnissen weit häufiger auf die Kerkermeister Attentate gemacht werden, als auf die Aufseher in den Bagno's. Die offiziellen Listen der letzten Jahre haben leider erwiesen, daß die Zahl der Rückfälle im Steigen ist und, was noch trauriger, daß die Verbrecher, welche mit einem Vermögen von mehr als 200 Fr. aus dem Gefängnisse entlassen werden, öfter wieder der Strafe verfallen, als andere, die unter 20 Fr. mitnehmen. Die Möglichkeit dieser Rückfälle zu vermindern, wird also der Hauptzweck einer neuen Organisation der Gefängnisse seyn.

Die Menge der Selbstmorde hat seit einiger Zeit sehr zugenommen. Das Jahr 1843 überstieg die drei vorhergehenden um 268, 206 und 134. Das Seine-Departement zählte allein ein Fünftel der Totalsumme; in den südlichen Departements geschahen die wenigsten Selbstmorde. Der vierte Theil der Selbstmörder ist weiblichen Geschlechts, und der Lebensüberdruß, der unsere Zeit so sehr charakterisirt, ist sogar schon in die Reihen der Kinder gedrungen, denn 1843 legten 15 Hand an sich, die noch nicht ihr sechzehntes Jahr erreicht

hatten. Die Gesamtzahl der Selbstmörder im vorletzten Jahre beträgt 2708; von diesen haben sich 1098 ertränkt, 954 erhängt, 430 erschossen und 206 durch Kohlendampf getödtet. Diese Ereignisse kamen am häufigsten im Mai, Juni und Juli vor; im Winter waren sie sehr selten. Es scheinen, da diese Beobachtung jedes Jahr gemacht wird, also noch gewisse Temperaturverhältnisse bei der Entschliesung zum Selbstmord thätig zu seyn. Dies läßt darauf schließen, daß bei Vielen, die sich entleiben wollen, eine krankhafte Reizung des Gehirns vorhanden sey, wie wir ja oft augenscheinlich Berrückte Hand an sich legen sehen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Stand der Moralität in Frankreich sehr viel zu wünschen übrig läßt, aber doch noch nicht so schlimm ist, als auf vielen Seiten behauptet wurde. Die Zahl der begangenen Verbrechen bleibt in den verschiedenen Jahren ziemlich dieselbe, nur das Quantitätsverhältniß der einzelnen Arten ändert sich von Zeit zu Zeit. Jedenfalls aber ist die Frage von der Reform der vorhandenen Bestrafungsweise dringend, da eine bloße zeitweilige Züchtigung der Verbrecher noch nicht hinreicht, sie zum Guten zu erziehen und die Gesellschaft vor ihnen sicher zu stellen.

Süd-Amerika.

Eine Fahrt auf dem Orinoko.

(Schluß.)

Angostura ist die Hauptstadt der Provinz Guayana, der größten unter den dreizehn Provinzen, welche die Republik Venezuela bilden, und deren Ausdehnung in der That die der anderen zwölf zusammengenommen um ein Viertel übertrifft. Die Stadt hat ihren Namen von dem Berge, auf dem sie gelegen ist, dessen vorspringender Winkel die breiten Wässer des Orinoko von 4000 Yards bis auf weniger als 600 verengt. Etwas oberhalb des Mittelpunktes dieser Straße erblickt man eine Masse glatter Granitfelsen, die einen natürlichen Pegel darstellen, an dem man das periodische Steigen und Fallen des Stroms wahrnehmen kann, welches von 35 bis 40 Fuß beträgt. Wie man berechnet, hat das Wasser, das zur Ebbezeit, wo die Tiefe 60 Fuß mißt, diese Straße passiert, ein gleiches Volumen, als der Ganges bei seinen Quellen ausströmt. Am linken Ufer liegt das Fort San Rafael, nebst einem elenden Dorfe, welches jedoch eine herrliche Aussicht auf die Stadt gewährt, deren Straßen sich amphitheatralisch bis zum Gipfel des nicht sehr hohen Berges erheben.

Da sich bei Angostura sämmtliche Flüsse einer unermesslichen und fruchtbaren, von canos oder natürlichen Kanälen durchzogenen Landschaft vereinigen, ehe sie ihre Gewässer durch die zahlreichen Arme des Orinoko-Delta in das atlantische Meer ergießen, so erwarteten wir, die Hauptstadt Guayana's in einem blühenderen Zustande anzutreffen, als ihre Gebäude, ihre Läden und ihr Handel uns zu verkünden schienen. Während der sechs Tage, die wir im Hinauffegeln des Orinoko zubrachten, begegneten uns nur sieben bis acht Fahrzeuge, und der Ankerplatz war weit davon entfernt, einen Wald von Mastbäumen zu zeigen. Die Bevölkerung von Angostura kann auf 4000 Köpfe angeschlagen werden; mit Einschluß des Bezirkes gleichen Namens aber, der einen Flächenraum von 2926 Quadrat-Leguas enthält, berechnete man die Volkszahl im Jahr 1839 auf 8033, worunter 1029 friedliche Indianer, 2100 Wilde und 408 Sklaven. Fünfzig fremde und zweihundertvierzehn National-Schiffe segelten 1841 im Hafen ein und aus; die Ausfuhr belief sich auf 88,233, die Einfuhr auf 86,463 Pfd. Sterl. Was erstere anlangt, so besteht sie hauptsächlich aus Tabak, Indigo, Käse, Häuten, Hornvieh, Maulthieren, Rüssen, Früchten und einigen indianischen Fabrikaten, als Tauen von der Chiqui-Chique-Palme, Hängebatten u. s. w. Eingeführt werden europäische Manufaktur-Waaren; Wein und Zucker sind verboten, da aber das Land diese Artikel nicht in hinreichendem Maße liefert, so wird ein bedeutender Schleichhandel getrieben, der längs der einsamen Ufer des Orinoko ohne Schwierigkeit stattfindet.

Der Marktplatz, der zwischen dem Plasse und der Hauptstraße liegt, wird äußerst sauber gehalten; längs seiner Front zieht sich eine Allee von herrlichen Bäumen, und seine beiden Seiten sind mit Häuserreihen besetzt. Hier sieht man alle Produkte des Landes, die zur täglichen Consumtion gebraucht werden — unendliche Vorräthe Cortuno's, Ananas und andere Früchte, Gemüse, Geflügel, Schildkröten, runde, dünne, in Haufen aufgestapelte Kuchen von Capava-Brod, wilde Hühner, Fluß-Schildkröten und mehrere Gattungen Fische. In den Scharren hängt das schönste frische Rindfleisch, auf eine Weise zerhackt, die einen englischen Schlächter zur Verzweiflung bringen würde, und von einem Pfofen zum anderen schlingen sich lange Streifen einer lederartigen Substanz, die aus getrocknetem Fleische besteht und Tasañi heißt. Gruppen bemalter Indianer schweben auf dem Plage herum und bilden in ihrem einfachen Kostüm einen auffallenden Gegensatz zu den buntschneidigen Haufen großer Negersinnen und Malattinnen, die in dem lächerlichen Hüttenhaat einher stolzieren, mit dem sich diese Bastardrassen zu schmücken lieben.

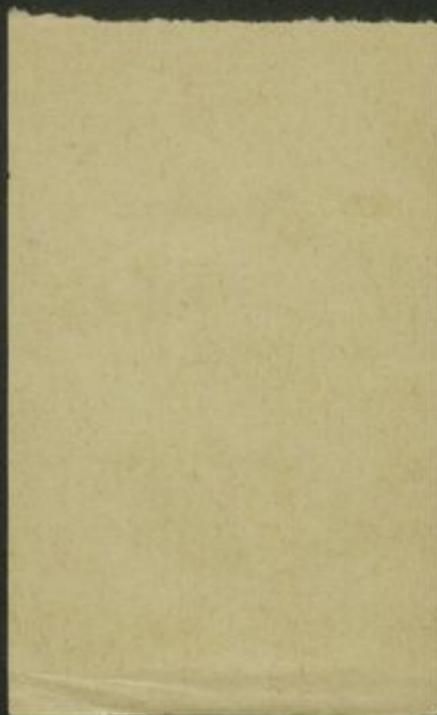
Der Styl, in welchem Angostura erbaut ist, macht einen nicht ungemüthlichen Eindruck. Die Kathedrale ist zwar ein großes, ungeschlächtes Gebäude, von maurischem Ansehen und sorgloser Struktur, hat aber eine imposante Lage. Die Häuser sind unregelmäßig und haben oft ein kerkerartiges Aeußere; zwischen den eisernen Fensterstangen blickt jedoch nicht selten ein schwarzes Augenpaar hervor, und kühe Gärten und blumenumrankte Verandahs zeigen sich durch die weiten Blügelthüren. Diese letzteren gehören noch zu den Resten altspanischer Sitte, erscheinen indes hier zu Lande überflüssig, da es ganz an

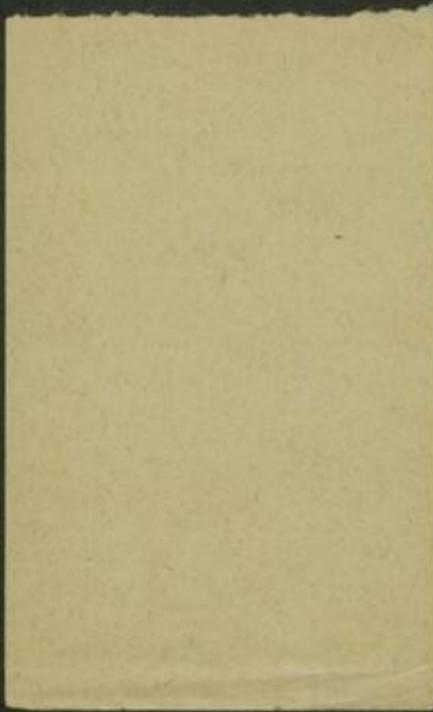
Equipagen fehlt. Wirthshäuser sind ebenfalls nicht vorhanden; die wenigen Reisenden, die einen so entlegenen Ort besuchen, stehen mit ihr fast ohne Ausnahme in kommerziellen Verbindungen und sind daher mit Empfehlungsschreiben an hiesige Kaufleute versehen. Zum Glück traf mein Reisegefährte einen alten Freund in dem britischen Viceconsul, unter dessen gastfreiem Dache wir uns ausruhten und der uns mit gutem Rathe zur Hand ging, als wir uns zur Weiterreise anschickten. Da wir nur einen beschränkten Urlaub hatten, so war unsere erste Sorge, Maulesel und Pferde zu bekommen, um die Planos von Cumana paffren zu können. Dies zeigte sich aber bald als unmöglich, indem man seit kurzem in dieser Gegend einen solchen Mangel an Saumthieren litt, daß an einen Ritt über Land nicht zu denken war. Um das Ziel unserer Expedition, Santa-Fé de Bogota, zu erreichen, mußten wir den Fluß Meta hinauffegeln, was mit der Landreise wenigstens einen Monat gedauert hätte. Hierzu fehlte uns die Zeit und wir beschloßen also, den Apure bis zur Stadt San Fernando hinaufzuschiffen, wo es Maulthiere im Ueberflusse giebt, und dann unsere Reise über die Planos nach Valencia und Caraccas fortzusetzen. Unser Wirth erbot sich, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und wir beschäftigten uns unterdessen mit dem Studium der National-Sitten und Gebräuche und mit dem Erlernen einiger spanischer Phrasen.

Die Bürger von Angostura nehmen warmen Antheil an der Politik; die Atmosphäre der Stadt ist mit Patriotismus geschwängert, und ihre Straßen führen die Namen: Freiheit, Gleichheit, Unabhängigkeit, Wiedergeburt, Philanthropie, Republikanismus, Constitution und andere eben so erhabene Ehren-titel, die mit großen Buchstaben an den Ecken figuriren, so die patriotische Begeisterung der Einwohner zu unterhalten. Im Freiheitskriege spielte Angostura eine bedeutende Rolle; auch versammelte sich hier der zweite Kongreß von Venezuela, der die Unabhängigkeits-Erklärung veröffentlichte. Die Wälder und Savannen Guiana's sandten stets neue Streiter in die Reihen der Patrioten, während die royalistischen Truppen darin ihr Grab fanden. Die Leichenfeier Bolivar's, die vor kurzem in Caraccas begangen wurde, hat die Erinnerungen des Revolutionskampfes von neuem belebt und den Bewohnern von Angostura Veranlassung gegeben, ihre Ehrfurcht vor dem Andenken des Libertador durch eine Bittschrift an den Kongreß darzutun, worin sie den Wunsch aussprechen, daß man den Namen ihrer Stadt in Bolivia umändern möge. Mitunter geben sich indessen diese patriotischen Gesinnungen auf eine Weise kund, die den Gouverneuren der Provinz einiges Ungemach bereitet. Die Bevölkerung war bei unserer Ankunft in zwei Parteien getrennt, die sich wechselseitig die allerschlimmsten Absichten unterlegten und von welchen die eine den grimmigen Namen der Anthropophagen (Menschenfresser), die andere den sanfteren Titel der Philanthropen führte. Ein Philanthrop hatte wenige Monate vor unserer Ankunft mit einem Musketon nach dem Gouverneur, General Peres, geschossen, während dieser am Fenster seines Wohnzimmers stand und sich mit dem Bischof des Bisthums unterhielt. Der Unglückliche starb am folgenden Tage an seinen Wunden; der Bischof aber, auf den es (wie man uns versicherte) gleichfalls abgesehen war, kam mit heiler Haut davon. Der Patriotismus dieser That wurde von den Philanthropen aufs höchste gepriesen, und das „junge Venezuela“ schrieb inhaltschwere Sentenzen über Brutus und Tyrannenmord auf jede noch stehen gebliebene Mauer, wo sie die Stelle unserer Theaterzettel und Ausverkauf-Annoncen usurpirten. Inzwischen war der Thäter zu bescheiden oder zu vorsichtig, seinen Namen bekannt zu machen, und die verdiente Standes-Erhöhung ist ihm daher bis zum heutigen Tage noch nicht geworden.

Der Beamte, der nümehr den Ehrenposten bekleidete, dessen man den armen Peres so Anath und Fall entsetzt hatte, war ein alter Mann mit einer trübseligen Miene, die von einem Unglück herrührte, das ihm kurz vorher in einer Perzens-Angelegenheit zugefallen war. Wie es scheint, hatte er um die Hand einer jungen Dame angehalten, die ihm auch zugesagt wurde; aber seine Zukünftige war schon mit einem Liebhaber versehen, der sich damals in Trinidad aufhielt und der ihr bei der Nachricht von ihrer Verlobung einen so rührenden Brief schrieb, daß sie Neue über ihren Treubruch empfand und sich also einem jungen Herrn antrauen ließ, der als Stellvertreter des abwesenden Bräutigams fungirte und durch welchen sie dann nach Trinidad spedirt wurde. Diese Geschichte ist vorzüglich wegen des Stellvertretungs-Systems merkwürdig, das mitunter einige Verwirrung in den Familien anrichten muß.

Der Ermordung des Generals Peres und anderer Gewaltthatigkeiten ungeachtet, die uns mit allen Uebertreibungen der Parteilust erzählt wurden, zeigt doch die Geringfügigkeit der Mittel, die der Regierung zu Gebote stehen, um eine so eben aus dem anarchischen Zustande des Bürgerkriegs hervortretende Bevölkerung im Zaume zu halten, ein Vertrauen, das ihr vielleicht durch ihre Armuth aufgezwungen, aber jedenfalls durch das Benehmen der Venezuelaner gerechtfertigt wird. Eine schwache Municipalgarde, von der einige zerlumpte Bagabunden, die vor dem Schulthurme Wache hielten, uns eine erbauliche Idee gaben, und etwa dreißig Mann regulärer Truppen bildeten die ganze Kriegsmacht der Provinz Guayana. Als wir einst an dem Kloster vorbeischlenderten, wo diese Truppen stationirt sind, wollten wir die Gelegenheit benutzen, den Militair-Stat der Republik in Augenschein zu nehmen. Einige Kugeln und Bomben und ein Paar schlecht gegossene Kanonen, die vor dem Gebäude standen, gaben sogleich zu erkennen, daß es seine ehemalige fromme Bestimmung mit einer kriegerischen vertauscht hatte; da uns aber der Zutritt in das Innere verwehrt war, so konnten wir nicht beurtheilen, welche Sorge man den Vaterlands-Vertheidigern schenkt und in welchem Zustande sich die ihnen anvertraute Artillerie und Munition befindet. Indessen zählt die ganze stehende Armee der Republik nicht über 1000 Mann, und es ist daher klar, daß die Regierung zur Aufrechthaltung ihres Ansehens sich eher auf moralische als





auf physische Kraft verlassen muß. Die Befolgung der Gemeinen ist ungefähr dieselbe, wie in der britischen Armee — die der Offiziere weit niedriger. Was ihre äußere Erscheinung betrifft, so muß man gestehen, daß die Garnison des Klosters dem berühmten Detachment Kalstoffs nicht unähnlich sah; doch schienen ihre Waffen in gutem Zustande zu seyn.

Das Straßenpflaster in Angostura ist schauerhaft, mit Ausnahme einiger Stellen, wo man Ziegelsteine gebraucht hat. Aus diesem Grunde fehlt auch wohl den hiesigen Schönen der zierliche Gang, der die spanischen Frauen auszeichnet; kein zarter Fuß könnte sich mit Grazie auf einer so rauhen Oberfläche bewegen. Auf einem Balle, dem wir eines Abends beiwohnten, erschienen sie dagegen in einem vortheilhafteren Lichte, obgleich die europäischen Moden, die sie bei dieser Gelegenheit annahmen, sie bei weitem nicht so gut kleideten als ihre nationale Mantilla. Der männliche Theil der Versammlung bestand aus fashionablen jungen Herren, die sich durch ihre ungeheuren Sackebärte und langschößigen Röcke bemerkbar machten. Außerdem haben sie noch die beklagenswerthe Gewohnheit, Zigarren im Ballsaale zu rauchen und auf den Fußboden zu spucken, wo eben getanzt wird; aber, wie sie selbst sagen: „unsere Republik ist noch jung und wird sich mit der Zeit vervollkommen.“ Der Bolero machte leider keinen Theil der Abend-Unterhaltung aus; es gab nur Walzer, Quadrillen und spanische Contretänze, die uns sehr spanisch vorliefen.

Am Feste der heiligen drei Könige, welches einige Tage nach unserer Ankunft gefeiert wurde, paradirten zahlreiche Masken durch die Straßen, und mehrere von ihnen kehrten in dem Hause ein, wo man uns zu einer Abend-Besite geladen hatte. Die Anzüge waren nicht sehr prächtig und der Humor nicht sehr verständlich, aber man schien sich dennoch recht gut zu amüsiren.

Die Kaufläden in Angostura sind mit europäischen Manufaktur-Waaren angefüllt, die alle, mit Ausnahme fertiger Kleider, einen hohen Zoll entrichten. Es ist interessant, die Indianer-Familien zu beobachten, wenn sie in die Läden treten, um ihre Einkäufe zu besorgen. Die Männer beschäftigen sich gravitätisch mit ihrem Handel, aber man sieht oft eine der jüngeren Frauen einen kleinen Spiegel aus ihrem Korbe nehmen und nach einer flüchtigen Untersuchung des Zustandes ihrer persönlichen Reize den Pinsel ergreifen, um einen etwas verwischten schwarzen Kleck zu retouchiren oder einige weiße Schönheitspflasterchen wieder herzustellen. Die Indianer, welche Angostura besuchen, sind meistens Karaiten, obgleich mehrere andere Stämme sich in dem Bezirk aufhalten. Die Toilette der Damen ist mit vieler Sorgfalt arrangirt. Ein kleines Stück rothes Tuch vertritt die Stelle des Beinlaubs der griechischen Statuen; ein dicker Haarbau umgürtet den Leib und wird vorn durch einen großen Knoten befestigt; um die Kniee schlingt sich eine breite, künstlich geflochtene lederne Binde, und eine noch breitere und mit größerer Zierlichkeit verfertigte dient dazu, die Knöchel zu schmücken. Das Haar ist hinten sorgfältig getheilt und in zwei lange Zöpfe geflochten, die bis zu den Hüften niederfallen, während es vorn rund um das Gesicht geschnitten ist. Korallenschmüre um den Hals und die Handgelenke vollenden das Kostüm der karaitischen Schönen, deren Reize durch einige Lagen schwarzer und rother Farbe erhöht werden.

Die Physiognomie der Indianer wird durch einem Ausdruck der Trägheit und leidenden Geduld charakterisirt, und bei aller Grobheit der Umrisse giebt sich oft eine angenehme Sanftmuth in den Zügen der jüngeren Frauen kund. Die Männer sind breitschulterig und muskulös, aber ihre unteren Gliedmaßen sind klein und der Bart fehlt ihnen gänzlich. Die Weiber verlieren frühzeitig ihr jugendliches Ansehen, woran die schweren Lasten Schuld sind, die sie in Körben auf dem Rücken tragen müssen; die letzteren werden durch ein breites Band um die Stirn befestigt, was das ganze Gewicht derselben auf den vorderen Theil des Körpers wirft und diesen niederbeugt. Die ganze Provinz Guayana enthielt 51,040 wilde Indianer und 67,839 zahme oder Indios reducidos. Wenn man die beiden Völkerschaften vergleicht, so scheint es fast, daß die Civilisation weder den moralischen noch den physischen Charakter ihrer Schützlinge verbessert hat. Der häßlichen Gewohnheit, einander aufzufressen, die früher unter einigen Stämmen herrschte, haben sie zwar entsagt; sie betreiben auch, obwohl nur mit Lässigkeit, den Ackerbau in den Ansiedelungen, die sich um die Missionen gebildet haben — bei dem allen hat sich aber, wie es scheint, ihre natürliche Indolenz noch vermehrt. Unter der patriarchalischen Herrschaft der Mönche verschliefen sie ihr friedliches Daseyn, und einige leichte Kleidungsstücke, so wie ein noch höherer Grad von Unempfindlichkeit, sind die einzigen äußeren Zeichen der Kultur, die ihnen den Titel der gemessenen rationales erworben hat.

Warum man es immer für nöthig hält, die Civilisation des Wilden durch die Abschaffung seines nationalen Kostüms zu beginnen, und warum seine Nacktheit ein so allgemeines Gefühl des Abscheus und des Mitleidens erregt, ist schwer zu begreifen. Unter gestifteten Völkern dient die Kleidung zur Verbergung körperlicher Mißgestalt, zum Schutz gegen die Kälte und beim schönen Geschlecht zur Erhöhung seiner natürlichen Reize. Der letztere Zweck wird eben so sehr durch die einfache Tracht einer wilden Schönheit erreicht, als wenn sie von Juwelen strahlt und von einer Legion Modeshändlerinchen herausgeputzt würde. In tropischen Ländern bedarf man der Kühlung, nicht der Wärme, und mißgestaltete Kinder werden nicht groß gezogen. Man wird einwenden, daß der Anstand es erfordert, den Körper zu bedecken, aber dies ist eine Täuschung, was den Wilden betrifft. Die äußeren Zeichen der Sittsamkeit hängen auch bei uns von conventionellen Umständen ab, und ein nacktes Indianermädchen ist nach seinen Begriffen eben so sittsam, als die züchtigste Quäkerin. Niemand, der eine Familie bemalter, wilder Indianer gesehen und sie neben eine andere, in europäische Kleidung vermunimte gestellt hat, wird den Vorzug der ersteren leugnen können. Aber

das pharisäische England nährt, wie es scheinen möchte, den Glauben, daß der große Zweck der Civilisation in dem Verlangen nach englischen Manufaktur-Waaren bestehe! (N. M. M.)

Ostindien.

Aberglauben und Gebräuche in Ostindien.

Nach Oberst Sleeman. *)

Oberst Sleeman, der Verfasser des in der Anmerkung genannten Werkes über Indien, hat sich einen verdienten Namen erworben; er war es, der die gräßliche Verbindung der Thugs, Phansigars oder Bürger, entdeckte und aufhob. Die Mythen der Thugs, die jetzt so bekannt sind, daß ein englischer Novellist, der Captain Meadows Taylor, sie in seinem Roman: „die Bekennnisse eines Thug“, verwebt hat, und die auch in Sue's „ewigem Juden“ eine erhebliche Rolle spielen, vervollständigt Oberst Sleeman aus der sichersten Quelle. „Die Thugs hatten gewisse Bundesgenossen oder vielmehr Nebenbuhler; jene erwürgten, um zu tödnen, die Dhuturias dagegen vergifteten, um zu stehlen. Das Gift, dessen sie sich gewöhnlich bedienen, ist das Dhutura. Meist lassen sie es unter dem Taback rauchen; aber wenn sie Frauen, Kinder oder Männer, welche nicht rauchen, aus dem Wege schaffen wollen, so mischen sie es in starker Dosis in ihre Nahrung. Wenn eines ihrer Opfer zufällig entkommt, so wagt es nicht, Klage zu führen, oder seine Enthüllungen bleiben ohne Erfolg. Wie will man diese Bagabunden verfolgen und wiederfinden, welche kommen und verschwinden, ohne eine Spur zurückzulassen? Und selbst wenn man ihrer habhaft würde, ist es noch schwerer, ihre Verurtheilung zu bewirken. Es giebt so viele Instanzen, und die Appellations-Gerichte sind so weit entfernt. Die Dhuturias treiben also ihr Gewerbe ohne alle Furcht. Auch nimmt ihre Zahl jährlich in erschreckendem Maße zu. Sie verbreiten sich über ganz Indien. Die Mittel, deren man sich mit Erfolg zur Ausrottung der Thugs bedient hat, werden nicht so leicht im Stande seyn, Indien von den Dhuturias zu reinigen; denn die Vergifter bilden keine Gesellschaften wie die Bürger. Ihre verschiedenen Banden stehen in keiner Verbindung mit einander. Die Verhaftung eines Dhuturia hat die Polizei nie auf die Spur anderer Verbrecher bringen können. Auch bestehen die Banden meist nur aus zwei oder drei Individuen. Oft sogar hat der Dhuturia keine Mitschuldigen. Mancher von diesen Kleinden, der allein reist, wird ohne Bedenken acht oder zehn Personen vergiften, um ihnen einen Gegenstand von geringem Werthe zu stehlen. Er erregt zuerst ihr Mitleid, er bittet um ihren Beistand, er zeigt sich so gefällig, so rechtschaffen, als er arm und unglücklich ist; wenn er dann ihr Vertrauen gewonnen hat, so bezeugt er ihnen seine Dankbarkeit, indem er ihnen alle kleinen Dienste leistet, die von ihm abhängen. . . . Behe ihnen, wenn sie ihm den Auftrag geben, ihnen auf dem benachbarten Markt das Mehl, dessen sie bedürfen, zu holen, oder wenn sie ihm gestatten, sich den Küchengeräthen zu nähern, die ihre Borräthe enthalten: er wird sie bald in einen ewigen Schlaf versetzen.“

Solche Dubsstücke setzen nur Europäer in Erstaunen; in Indien bleibt man dagegen gleichgültig; das menschliche Leben hat hier keinen Werth. Der Feigste und Weichste aller Hindus wird mit der Kaltblütigkeit eines Stoikers in den Tod gehen. Trotz aller Bemühungen der Engländer, die barbarischen Sutties aufzuheben, verbrennen sich noch immer Frauen auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten. Aber wenn die Engländer die Witwen noch nicht dahin bringen konnten, ihre Männer zu überleben, so haben sie wenigstens den Menschenopfern im Namen der Religion ein Ziel gesetzt. Die Hindus haben dem formellen Willen ihrer Sieger nachgegeben, wenn auch mit Bedauern. Ein alter Bramine erklärte einst dem Oberst Sleeman, daß er dieser Neuerung der Verfall seiner Familie und der Regierung zuschreibe. „Es ist“, sagte er, „kein Verbrechen, Menschenopfer Göttern nicht darzubringen, die nie dergleichen erhielten; aber sobald sie sich einmal an diese Gaben gewöhnt, muß man sie ihnen nicht entziehen, denn dann zürnen sie über diesen Mangel an Ehrfurcht und bestrafen das Land und seine Bewohner mit einer Menge von Unfällen.“

Der Oberst Sleeman führt ein merkwürdiges Beispiel freiwilligen Opfers an. „Die Sandsteinbügel Mahadeo, die in der Kette des Satpore die Nebubudda im Süden beherrschen, erheben sich auf vier- bis fünftausend Fuß über den Meeresspiegel. Auf einem ihrer höchsten Plateaus wurde und wird vielleicht noch heute eine große Messe gehalten; denn jedes Jahr versammelte sich daselbst eine Menge Neugieriger, um der Selbstopferung einiger jungen Leute beizuwohnen, die hier die Gelübde ihrer Mütter erfüllten. Wenn eine Mutter keine Kinder hat, verspricht sie Alles, was sie besitzt, den Göttern, denen sie die Nacht zuschreibt, ihr das Erbetene zu bewilligen. Wenn aber trotz dieser Gaben ihre Wünsche nicht erpödet werden, so weiht sie ihren Erstgeborenen, wenn es ein männliches Kind ist, dem Gott der Zerstörung, Mahadeo. Giebt sie später einem Sohne das Leben, so verbirgt sie ihm ihr Gelübde, bis er das Alter der Mannbarkeit erreicht hat; erst dann entbedt sie es ihm und befiehlt ihm, es zu erfüllen. Die schreckliche Wahrheit setzt den jungen Menschen keinesweges in Bestürzung; es ist eine Pflicht für ihn, dem Willen seiner Mutter zu gehorchen, und von diesem Tage ab be-

*) Rambles and Recollections of an Indian official. 2 vols. 1844.

trachtet er sich als dem Gotte der Zerstörung geweiht. Ohne Jemanden von dem Geheimniß zu erzählen, zieht er das Kleid eines Pilgers oder frommen Bettlers an, besucht die berühmtesten Tempel, die dieser Gottheit in den verschiedenen Gegenden Indiens geweiht sind, und auf der jährlichen Messe auf den Plateaus von Mahadeo stürzt er sich von einer vier bis fünf Fuß hohen senkrechten Mauer in einen Abgrund, wo er an den Felsen in Stücke zerschellt. Wenn er bei seinem ersten oder zweiten Besuch auf der Messe von Mahadeo zögert, sich zu opfern, so verwendet er ein ganzes Jahr auf neue Wanderungen und kehrt dann zur folgenden Messe zurück, um das Gelübde seiner Mutter zu erfüllen."

Wir finden in dem belehrenden Buche noch andere charakteristische Züge indischen Aberglaubens. „Eines Morgens“, erzählt Oberst Sleeman, „empfang ich den Besuch eines alten Hindu, Namens Dschemadar; er war begleitet von seinen zwei Söhnen und einem seiner Neffen. Sie kamen so eben von einer Wallfahrt nach Dschaggernauth zurück. Eine Krankheit seines jüngsten Sohnes hatte ihn zur Unternehmung dieser Wallfahrt bestimmt. Er und die Mutter hatten nämlich das Gelübde gethan, wenn der Knabe wieder gesund würde, dem Gugadhur, einer Incarnation des Gottes Siwa, nach dem Tempel von Bydschounath zehn mit Gangeswasser gefüllte Becken darzubringen und den Tempel von Dschaggernauth zu besuchen. „Und als diese Gelübde erfüllt waren“, fragte ich den älteren Bruder, „hat euer Bruder aufgehört krank zu seyn?“ — „Ja, er hatte vor unserer Abreise von Dschaggernauth seine Gesundheit wiedererlangt.“ — „Und wer trug die Becken?“ — „Meine Mutter, meine Frau, mein Beiter, ich und mein junger Bruder, wir trugen Jeder zwei.“ — „Aber dieses Kind konnte doch nicht auf der ganzen Länge des Weges ein Paar Becken tragen?“ — „Nein, Herr; wir hatten ihm ein Paar kleine Becken machen lassen. Ein Bramine, den wir als Koch in unsere Dienste genommen, trug sie, bis wir drei Meilen vom Tempel entfernt waren. Da stieg mein Bruder vom Pferde, nahm selbst die Becken und brachte sie dem Gotte.“ — „Und wie viel Meilen habt ihr auf dieser Pilgerschaft gemacht?“ — „Von Dschubbulpur nach Bindachul am Ganges 230 (engl.) Meilen, von Bindachul nach Bydschounath 150, von Bydschounath nach Dschaggernauth vier- oder fünfhundert Meilen. So hatten vier Mitglieder einer geachteten Familie eine Pilgerschaft von zwölf- bis vierzehnhundert englischen Meilen hin und zurück unternommen, indem sie dabei mit Wasser gefüllte Becken auf ihren Schultern trugen, um einem armen kranken Kinde die Gesundheit wiederzugeben. Die Veränderung der Luft und die Bewegung heilten dieses Kind wirklich und hatten auch auf seine Verwandten eine gute Wirkung; aber welcher andere Arzt als ein Priester könnte seine Kranken überreden, eine ähnliche Reise in solcher Absicht zu machen?“

In Indien ist der Aberglaube so stark, daß er zuweilen die Stelle tugendhafter Gesinnungen vertritt. Mancher, der sich versucht fühlen möchte zu streifen, bleibt aus Aberglauben ehrlich. Es wäre allerdings zu wünschen, daß solche Wirkungen aus anderen Ursachen entspringen. Aber man darf, wie ein berühmter Moralist gesagt hat, bei guten Handlungen nicht allzu sehr auf den Grund sehen. Wollen an der Küste von Malabar die Bewohner die Aerndte ihres Feldes oder ihres Obstgartens vor einem Handstreich sichern, so bedürfen sie weder der Mauern noch der Hecken; sie beschränken sich darauf, sie einem der zahlreichen Geister des Landes zu weihen und seiner Bewachung anzuvertrauen. Demgemäß pflanzen sie auf ihre Felder oder binden an ihre Fruchtbäume einen langen Pfahl, der dem Geiste geweiht ist, welcher von diesem Augenblicke ab für die Erhaltung der Aerndte verantwortlich wird. Wehe dem Ruchlosen, der ohne Erlaubniß der Eigentümer diese den schützenden Geistern gewidmeten Früchte anzurühren wagt; er würde auf der Stelle todt hinfallen oder wenigstens eine schwere Krankheit bekommen; dies ist ein allgemein verbreiteter Glaube. Eine ganze Armee könnte das Land durchziehen, ohne daß eine so verteidigte Aerndte etwas von ihr zu fürchten hätte. Eines Tages näherte sich dem Eigentümer eines Baumgartens in Konkan ein Fremder, warf sich ihm zu Füßen und flehte um seine Verzeihung. „Was soll ich euch verzeihen?“ fragte er ihn. „Vor drei Jahren“, antwortete der reuige Sünder, „habe ich euch eine Frucht an einem eurer Bäume gestohlen; seit dieser Zeit leide ich an einem heftigen Magenschmerz. Der Geist des Baumes hat sich meiner bemächtigt, um mich zu strafen; ihr allein könnt ihn überreden, mich in Ruhe zu lassen.“ Nun nahm der Eigentümer ein Stück Kuhmist, machte damit „im Namen des Geistes“ ein Zeichen auf der Stirn des Schuldigen und legte ihm das Uebrige in die Haare. Als diese Operation beendet war, ließen die Schmerzen des Mannes wie durch Zauber nach, und er schwur im Fortgehen, daß er nie wieder die Raube der über die Aerndten gesetzten Schutzgeister herausfordern wolle.

Zu den abergläubischen Ideen und Gebräuchen der Hindus gehören auch die Vermählungen lebloser Gegenstände. Oberst Sleeman hat mehreren Ceremonien dieser Art beigewohnt. Wenn ein Hindu einen Obstgarten pflanzt, so darf Keiner der Seinigen die Früchte berühren, ehe er einen seiner Mangobäume mit einem anderen, gewöhnlich einer Tamarinde, vermählt hat. Der Besitzer eines Gartens in der Nähe von Sleeman's Station hatte eine so bedeutende Summe auf verschiedene Anlagen in demselben verwendet, daß er wegen der außerordentlichen Kosten einer solchen Vermählung genöthigt war, die Vollziehung derselben bis zu dem Tage aufzuschieben, an welchem der älteste seiner Bäume Früchte zu tragen anfing. Es war im Jahre 1833. Die Früchte reizten schon die Eifersucht seiner Kinder, aber der alte Verdschore Sing

und seine alte Ehehälfte wagten nicht sie anzurühren. „Wir haben eine wichtige Pflicht vernachlässigt“, sagten sie, „wir werden vor der neuen Aerndte sterben.“ Sie verkauften alle ihre Kostbarkeiten und liehen sich Geld, so viel sie bekommen konnten, um zwei von den Bäumen mit aller erforderlichen Pracht vermählen zu können. Je mehr Braminen bei einem solchen Feste bewirthet werden, desto glücklicher und stolzer ist der Eigentümer der Vermählten. „Wie viel Gäste hatten ihr am Tage der Ceremonie?“ fragte der Oberst Sleeman den Verdschore Sing. „Ach!“ antwortete der Greis mit einem tiefen Seufzer, „meine Mittel erlaubten mir nicht mehr als 150 zu versammeln.“ Er zeigte seinem Gaste den Mangobaum, der damals das Glück hatte vermählt zu werden; aber seine Gattin, die Tamarinde, war nicht mehr bei ihm. „Ich hatte in diesem Garten nur eine Tamarinde“, sagte Verdschore Sing; „trotz unserer Sorgfalt hatten wir das Unglück, sie vor seiner Vermählung zu verlieren. Ich war genöthigt, meinem Mangobaum einen Jasmin zur Gattin zu geben; aber seit der Vermählung hat der Gärtner ihn zu bewässern vergessen, und er ist abgestorben.“ — „Warum habt ihr den Jasmin anderen Bäumen vorgezogen?“ fragte der Oberst. — „Weil nach dem Rosenstrauch der Jasmin der berühmteste von allen Bäumen ist.“ — „Aber warum habt ihr dann nicht den Rosenstrauch gewählt?“ — „Weil nie Jemand einen Rosenstrauch mit einem Mangobaum vermählt hat, während täglich Vermählungen zwischen einem Mangobaum und einem Jasmin stattfinden.“ Der Oberst erfuhr hernach, daß die Hindus auch, wenn sie eine Eisenbahn bauen, von ihrem Wasser nicht trinken, ehe sie dieselbe mit einem bloß in dieser Absicht an ihrem Rande gepflanzten Pfingstbaum vermählt haben.

Auf seinen Exkursionen sammelte Sleeman andere noch auffallendere Thatfachen derselben Art. So läßt der Radscha von Orissa jährlich in seiner Gegenwart und auf seine Kosten die Vermählung des saligram und der tulsi feiern. Diese beiden Gatten sind ein Stein und eine Pflanze. Saligram ist der Name runder Kiesel, welche den Abdruck spiralförmiger Muscheln tragen. Das Thal Spiti, das 16,000 Fuß über dem Meerespiegel liegt, enthält eine bedeutende Masse von diesen Ammonshörnern und Belemniten, welche die Hindus für Bilder Wischnu's halten. Daher ist auch der Saligram der einzige Stein, der göttliche Ehren empfängt, ohne geweiht zu seyn; überall betet man ihn als den heiligsten aller Steine an. Während des Krieges von Nepaul brachte einst der Capitain B. vier bis fünf Saligrams, die er in der Hütte eines Priesters an der feindlichen Gränze gefunden, ins Lager mit. Kaum in sein Zelt zurückgekehrt, hieb er die heiligen Steine mit einem Hammer in Stücke, um sie zu studiren. Beim Anblick dieser Entweihung riefen die anwesenden Hindus ein verzweifelltes Geheul aus. Sie erwarteten, die Erde werde sich öffnen und das ganze Lager der Ungläubigen verschlingen. — Der Tulsi ist ein kleiner heiliger Strauch (das *asymmum sanctum*). Nach dem Glauben der Hindus ist Seta, die Gattin Rams, der siebenten Incarnation Wischnu's, in einen Tulsi verwandelt worden. Alle Jahre vermählt man daher diesen Kiesel mit diesem Strauch. Der Oberpriester, der jene Ceremonie leitete, erzählte, daß die Prozeßion aus 8 Elefanten, 1200 Kameelen und 4000 Pferden, die alle beritten und elegant gezeugt waren, bestand. Der Elefant, der an der Spitze des Zugs ging und mit dem reichsten Schmuck verziert war, trug den kleinen Kieselgott zu seiner Verlobten, dem Strauch, der er einen Besuch abstatten sollte. Man vermählte sie mit allen gebräuchlichen Ceremonien; dann legte man sie neben einander in den Tempel von Subora, wo sie bis zur folgenden Saison bleiben sollten. Mehr als 100,000 Personen wohnten der Feier dieser Hochzeit bei, und der Radscha von Orissa bewirthete sie alle auf seine Kosten.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Des Fürsten Labanoff archivalische Forschungen zur Geschichte Maria Stuart's. Die englischen Blätter berichten über eine neue Sammlung von Briefen und Aktenstücken zur Geschichte Maria Stuart's, die Alles, was bisher über diesen Gegenstand erschien, an Reichhaltigkeit übertrifft. *) Der Herausgeber derselben, der russische Fürst Alexander Labanoff, hat nicht nur das britische Reichsarchiv, sondern auch die wichtigsten Bibliotheken und Staatsarchive von ganz Europa für seinen Zweck durchforscht. Die sieben Bände jener Sammlung enthalten außer 736 von Maria selbst ausgegangenen Briefen und Aktenstücken, die Briefe der französischen Gesandten an ihrem und an Elisabeth's Hofe, und die bisher ungedruckten Depeschen des florentinischen Gesandten. Doch ist der größte Theil dieser Papiere schon von Herrn von Kaumer im ersten Theil seiner „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem Britischen Museum und Reichsarchiv“ zu einer neuen Beleuchtung der Geschichte Maria Stuart's benutzt worden, so daß uns wohl kaum hier viel wesentlich Neues geboten wird und der Hauptwerth jener Sammlung nur darin besteht, daß der künftige Historiker hier sämmtliche Urkunden und Briefe, welche die Geschichte jener Königin betreffen, in größter Vollständigkeit beisammen findet, während Herr von Kaumer nur das, was ihm aus jener reichen Fülle von Aktenstücken am wichtigsten schien, mittheilt.

*) Letters, Instructions and Memoirs of Mary Queen of Scots. Published from the Originals and Manuscripts in the principal Archives of Europe. By Prince Alexander Labanoff.